

## Reproduktionsmedizin • Bildung

## »Unterricht versuchen wir zu vermeiden«

Eine Förderschule mit hohem Migrantenanteil ist für den Deutschen Schulpreis nominiert. Was macht die Bonner Siebengebirgsschule so besonders? Ein Gespräch mit dem Schulleiter



## Das Konzept

Die Schüler loggen sich morgens per Chip ein und lernen dann weitgehend selbstständig über den Tag. Die Siebengebirgsschule nennt das »Lern-Navigation«



Fotos: Vera Lohzsch/Robert Bosch Stiftung

Wenn den Schülern das Lernen zu viel wird, können sie sich eine Auszeit mit Bewegung gönnen



## Der Schulleiter

Achim Bäumer, 56, ist seit 2013 Rektor der Siebengebirgsschule in Bonn. Er unterrichtet dort Sport, Mathematik und Informatik

**DIE ZEIT:** Herr Bäumer, an Ihrer Schule lernen Kinder mit Lern-, Sprach- und Verhaltensproblemen. Nun sind sie im Rennen um den Schulpreis – was machen Sie anders als andere?

**Achim Bäumer:** Um das zu erklären, bräuchte ich mehrere Stunden, wir haben über die Jahre ein sehr ausgefeiltes System entwickelt. In Kurzform: Wir versuchen, den klassischen Unterricht zu vermeiden, um Lernen möglich zu machen. Um unsere pädagogischen Ideen optimal umzusetzen, nutzen wir sehr intensiv digitale Werkzeuge.

**ZEIT:** Das heißt, keine festen Stunden und Fächer mehr, kein Lernen im Klassenverband?

**Bäumer:** So ungefähr. Konkret loggen sich die Schülerinnen und Schüler zwischen 7.45 und 8.50 Uhr per Chip ein – wir haben ab Klasse sieben Gleitzeit – und arbeiten über den Schultag an einem individuellen Lernplan. Jeder nach seinen Fähigkeiten und seinem Tempo, mal allein, mal zu zweit, mal in der Gruppe.

**ZEIT:** Und was machen dann die Lehrer?

**Bäumer:** Die begleiten die Schüler über den Tag. Sie erklären und helfen bei der Planung und überprüfen, was die Schüler geschafft haben. Am Ende der Woche gibt es ein Feedbackgespräch, worauf das Pensum der nächsten Woche aufbaut. Das heißt: Schüler und Lehrer stehen permanent im Gespräch.

**ZEIT:** Der klassische Frontalunterricht ist bei Ihnen völlig abgeschafft?

**Bäumer:** Den Satz des Pythagoras müssen sie schon mal erklären, am besten in der Gruppe. Da-

für haben wir sogenannte Impulsphasen, die dauern maximal 20 Minuten, manchmal gibt es eine pro Tag, manchmal mehrere. Danach lernen die Schüler wieder selbstbestimmt.

**ZEIT:** Aber die Selbstbestimmung hört doch dort auf, wo der Lehrplan anfängt.

**Bäumer:** Wir sind eine staatliche Schule, unsere individuellen Lernpläne beziehen sich deshalb natürlich auf die offiziellen Curricula. Denn unsere Schüler sollen ja auch die staatlichen Abschlüsse schaffen – was sehr viele auch tun. Einige wenige wechseln später sogar aufs Gymnasium. Bloß kein Missverständnis: Wir setzen auf Leistung. Sonst wären wir nicht für den Schulpreis nominiert worden. Und natürlich gibt es Leitplanken.

**ZEIT:** Geben Sie einmal ein Beispiel.

**Bäumer:** Die ersten beiden Stunden am Tag müssen sich die Schüler einem Hauptfach widmen, also in den höheren Klassen Deutsch, Englisch oder Mathematik. Jeden Tag nur Kunst, das geht auch bei uns nicht. Es ist aber möglich, dass Schüler, die an einem Tag gar nicht ins Lernen finden, die Erlaubnis bekommen, im Kreativraum mit einem 3D-Drucker zu arbeiten oder an einem Roboter weiterzubauen. Im Zweifelsfall hat der Schüler dann später deutlich mehr Mathe zu machen, um das Verpasste nachzuholen.

**ZEIT:** So ein selbstständiges Lernen traut man ja eher Gymnasiasten zu. Wie schaffen Sie es, Förderschüler dafür zu motivieren? Brauchen die nicht eher enge Führung und genaue Vorgaben?

**Bäumer:** Unsere Schülerschaft ist in der Tat sehr heterogen. Wir haben einen hohen Migrantenanteil und liegen in einem sozialen Brennpunkt. Viele Kinder haben auf anderen Schulen negative Erfahrungen gemacht. Die sind es gewohnt, sich in eine Klasse zu setzen, abzuschalten oder zu stören, vielleicht sogar in der Hoffnung, rausgeschmissen zu werden. Doch das geht bei uns nicht. Wir trainieren die Eigenständigkeit von Anfang an, wir sind da sehr hartnäckig und nervig. Und wir gehen abgestuft vor.

**ZEIT:** Abgestuft?

**Bäumer:** Ein Kind, das neu an der Schule ist, hat erst mal eine eingeschränkte Freiheit. Es hat fest abgesprochene Pausenzeiten, seine Aufgaben und die Lernräume sind stark vorgegeben. Zeigt das Kind, dass es selbstständig lernen kann, lockern sich die Regeln. Das System ähnelt dem der Computerspiele, wo man stets versucht, das nächste Level zu erreichen. Bei uns heißt das, die bessere Cap, also Kappe zu bekommen.

**ZEIT:** Die Schüler laufen mit Kappen herum?

**Bäumer:** Nein, Kappen sind bei uns verboten. Die jeweilige Cap steht jeweils vor dem Namen im digitalen Lernprofil.

**ZEIT:** Das Digitale spielt in Ihrem System eine zentrale Rolle, sagen Sie. Wie genau sieht die aus?

**Bäumer:** Auf unserer digitalen Lernplattform finden die Schüler ihren Wochenplan und den dazugehörigen Stoff samt Erklärvideos, Quizzes und Kompetenzchecks zum Abschluss einer Lerneinheit. Wir Lehrkräfte – und zum Teil die Eltern –

können das einsehen und schauen, woran die Schüler gerade arbeiten, wo sie vorankommen, was ihnen schwerfällt. Das ist die Grundlage unserer Entwicklungsgespräche mit den Schülern.

**ZEIT:** Wie lange hat es gebraucht, dieses Lernmodell zu entwickeln?

**Bäumer:** Die ersten Materialien zum Selbstlernen haben wir vor mehr als zehn Jahren entwickelt. Aber wir haben gemerkt, dass wir damit unseren Schülern alleine nicht gerecht werden – und dass wir die herkömmliche Struktur stärker aufbrechen müssen. Wir haben uns dann viele Schulen in ganz Deutschland angeschaut, mit Universitäten zusammengearbeitet. Sehr geholfen hat uns die Pandemiezeit, in der alle Schüler plötzlich gezwungen waren, selbstständig digital zu arbeiten. Danach haben wir uns immer mal wieder vom klassischen Unterricht verabschiedet, erst mit zwei, dann mit mehr Klassen.

**ZEIT:** Und alle Ihre Kollegen standen sofort hinter dem Konzept?

**Bäumer:** Natürlich nicht, wir mussten alle dazulernen, auch ich. Anfangs hieß es: »Wir sollen den Schülern Tablets geben? Die daddeln doch schon genug!« Auch haben die Kolleginnen und Kollegen ihr Lehrerzimmer nicht gerne aufgegeben.

**ZEIT:** Sie haben Ihren Lehrern das Heiligum weggenommen?

**Bäumer:** Wir brauchten für unser Konzept einfach mehr Platz, auch in meinem Schulleiterzimmer lernen ständig Schüler. Aber dafür hat das Kollegium eine neue, kleinere Heimat gefunden, mit

Loungemöbeln und einer ziemlich edlen Siebträger-Kaffeemaschine.

**ZEIT:** Angeblich sollen neue Kollegen bei Ihnen am Anfang sogar einen Baristakurs bekommen ...

**Bäumer:** Stimmt, einen guten Kaffee zu machen, ist nicht einfach.

**ZEIT:** Sind auch Lehrkräfte gegangen?

**Bäumer:** Ja, manche haben sich versetzen lassen. Zum Glück nicht viele, aber es tat schon weh.

**ZEIT:** In der Jury des Schulpreises soll es Debatten gegeben haben, ob man eine Förderschule überhaupt in den engeren Kreis nehmen soll. Die Schulform gilt ja vielen als aussterbendes Modell.

**Bäumer:** Unsere Schule stirbt nicht aus, wir haben stets deutlich mehr Anmeldungen als Plätze. Und solange wir noch Förderschulen haben, müssen wir unseren Job gut machen. Meine Vision aber wäre ein wertschätzender Lernort, wo wir vom lernbeeinträchtigten Schüler bis zum Hochbegabten jeden individuell optimal fördern und fordern könnten.

Die Fragen stellte  
Martin Spiewak

Der Deutsche Schulpreis wird von der Robert Bosch Stiftung und der Heidehof Stiftung vergeben und von der ZEIT-Verlagsgruppe unterstützt. Nominiert sind fünfzehn Schulen, fünf werden ausgezeichnet.

Der Hauptpreis ist mit 100.000 Euro dotiert. Die Verleihung mit Bundeskanzler Olaf Scholz ist am 2. Oktober 2024 in Berlin

## Woher komme ich? Fortsetzung von S. 35

sie möchten nach außen gerne als »normale« Familie erscheinen und Schamgefühle vermeiden. Man solle deshalb nicht glauben, so Barnsley, dass es keine »Komplikationen« geben könne. Die könnten durchaus auftreten. »Für die Kinder können gerade die Teenagerjahre schwierig sein.«

Um Offenheit zu fördern, sind in Großbritannien daher nicht nur Beratungsgespräche verpflichtend, in denen Eltern empfohlen wird, ihre Kinder frühzeitig über ihre Herkunft aufzuklären. Anders als etwa in der Tschechischen Republik oder in Spanien dürfen im Vereinigten Königreich auch die Eizellspenderinnen seit dem Jahr 2005 nicht mehr anonym bleiben. Im Alter von 18 Jahren bekommen junge Erwachsene, die aus einer Eizellspende entstanden sind, auf ihren Wunsch den Namen und die letzte bekannte Adresse der Spenderin ausgehändigt – vorausgesetzt, sie wissen von der Eizellspende. Diese Regelung beginne gerade erst Wirkung zu zeigen,

sagt Nina Barnsley, seit verganginem Jahr können die ersten 18-Jährigen Auskunft verlangen.

Hat diese Regelung die Bereitschaft zur Eizellspende verringert? Nein, sagt Psychologin Sophie Zadeh. Es gebe nicht weniger Spenderinnen als zuvor. Allerdings stammten jetzt weniger aus dem Studentinnenmilieu, es seien häufiger Frauen aus bereits bestehenden Familien. Die Motivation scheint sich also etwas zu verschieben: von der Absicht, Kinder glücklich zu stiften, dahin, Kinderglück weiterzugeben.

Ein weiterer Effekt der sogenannten offenen, also nicht anonymen Spende könnte sein, dass Kinder aus Eizellspenden Geschwister oder Halbgeschwister entdecken. Denn eine Spenderin gibt in der Regel mehrere Eizellen ab, oft mehr als drei. Nehmen später mehrere Kinder Kontakt zu ihrer genetischen Mutter auf, könnten sie also feststellen, dass sie einen ungehört großen Verwandtenkreis haben. Was diese Botschaft auslöst, ist noch nicht untersucht.

»Nicht nur die Kinder, auch die Spenderinnen brauchen deshalb Aufklärung«, mahnt in Deutsch-

land die Familientherapeutin Petra Thorn. Die Deutsch-Britin, die in mehreren Fachorganisationen zur Reproduktionsmedizin engagiert ist, berät in ihrer Praxis in Mörfelden-Walldorf im Rhein-Main-Gebiet Paare mit Kinderwunsch aus ganz Deutschland. Die Idee, das britische Modell zu übertragen, begrüßt Thorn zwar prinzipiell. »Ich würde meinen Optimismus aber an Vorbedingungen knüpfen«, schränkt sie ein. Spenderinnen müssten sich rechtzeitig Gedanken darüber machen, wie sie später mit ihren eigenen Kindern über Halbgeschwister anderswo auf der Welt reden wollen. Es sei ja durchaus möglich, dass eine Studentin, die mit Anfang zwanzig Eizellen spendet habe, diese Entscheidung mit Anfang dreißig bereue, vielleicht auch weil ihr Partner schlecht damit umgehen könne. Studien zeigen zwar, dass 90 Prozent der Spenderinnen ihren Entschluss nicht bereuen, sagt Thorn. Aber auch hier gilt: Das Ergebnis gibt nur das Meinungsbild derjenigen wieder, die über ihre Spende reden. Was die Übrigen denken? »Wir wissen es nicht«, sagt Petra Thorn.

»Wir brauchen dringend mehr Begleitforschung. Und Kinderwunschkliniken sollten verpflichtet werden, Beratungsangebote zu machen.«

Diskutiert werden müsse außerdem, wie eine Spenderin honoriert wird. In Großbritannien bekommt sie 750 Pfund (etwa 900 Euro) als »Aufwandsentschädigung«, plus Reisekosten. In Spanien, wo die Spende anonym ist, sind es rund 1.100 Euro. Für junge Frauen, die aufs Geld schauen, seien das Summen, die durchaus einen kommerziellen Anreiz setzen könnten, meint Thorn. In Finnland wird deswegen weniger gezahlt, dort sind es lediglich 250 Euro plus Auslagen.

Aus der Forschung dränge sich außerdem die Frage auf, ob Spenderkinder nicht schon im Alter von 14 Jahren ein Auskunftsrecht über ihre genetische Mutter bekommen sollten, sagt Thorn. Gerade in Deutschland sei es wichtig, auf die Bedeutung von Offenheit hinzuweisen, weil durch das bisherige Verbot die Eizellspende mit einem größeren Tabu belegt sei als in Großbritannien. »Es

muss also darum gehen, das Stigma abzubauen, damit Eltern sich nicht schämen. Denn das würde den Kindern wirklich schaden.«

Alexandra und ihr Lebensgefährte, die sich vor sieben Jahren für die Reise zur Eizellbank nach London entschieden, bereuen es nicht. Die Familie, die in Südengland wohnt, ist mittlerweile zu viert. Zwei Jahre nach der Geburt der Tochter kam noch ein Sohn auf die Welt, aus einer Eizelle derselben Spenderin. »Wir sind unglaublich glücklich«, sagt Alexandra mit strahlendem Lächeln. Ihre Befürchtungen, sie könne das Kind nicht als ihr eigenes empfinden, seien schon während der Schwangerschaft geflogen. »Hätte ich gewusst, was auf der anderen Seite wartet, hätte ich niemals gezögert«, sagt sie heute. Der Spenderin gegenüber empfinde sie gewaltige Dankbarkeit. Schon allein um ihr das zu sagen, würde sie sich eines Tages gerne mit ihr treffen.